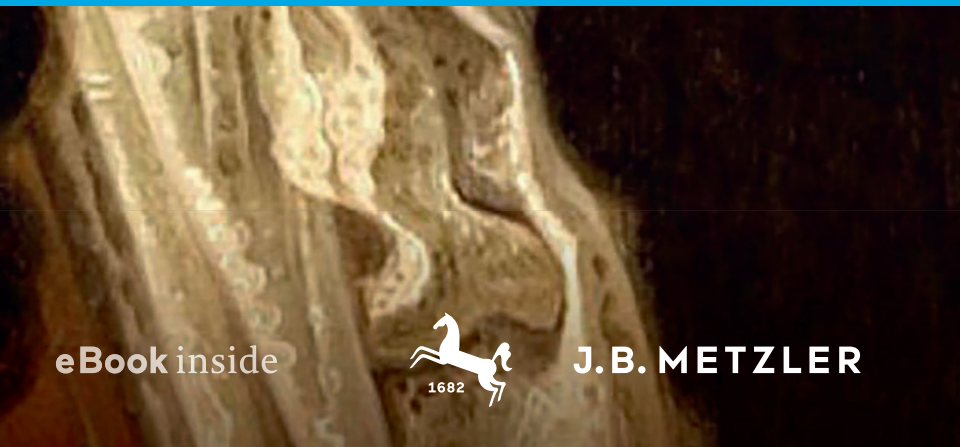




Jörg Zimmer

LEIBNIZ

UND DIE FOLGEN



eBook inside



J.B. METZLER



J.B. METZLER

eBook inside

Die Zugangsinformationen zum eBook
finden Sie am Ende des Buchs.

Jörg Zimmer

Leibniz und die Folgen

J.B. Metzler Verlag

Der Autor

Jörg Zimmer studierte Philosophie und Literaturwissenschaft in Osnabrück und ist seit 1997 Professor für Philosophie an der spanischen Universität Girona.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte biblio-
grafische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de>
abrufbar.

ISBN 978-3-476-04740-3

ISBN 978-3-476-04741-0 (eBook)

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

J. B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart unter
Verwendung eines Gemäldes von Johann Friedrich Wentzel d. Ä.
(© Mauritius images/Art Collection 2/Alamy)
Typografie und Satz: Tobias Wantzen, Bremen
Druck und Bindung: Ten Brink, Meppel, Niederlande

J. B. Metzler, Stuttgart
© Springer-Verlag GmbH Deutschland,
ein Teil von Springer Nature, 2018

Inhalt

Einleitung 1

Leibniz im Kontext:
Das Leben eines Universalgelehrten 7

Leibniz und das Problem der Metaphysik 31

Leibnizrezeption von der Aufklärung
bis Hegel 57

Perspektiven auf Leibniz 95

Die Einheit in der Vielheit:
Leibniz heute 115

Literaturverzeichnis 141

Einleitung

Wie kein zweiter Denker seiner Zeit hat Leibniz eine fein entwickelte Sensibilität für Schreibanlässe gehabt: Sein umfangreicher Briefwechsel zeigt besonders eindrücklich die Fähigkeit, sich in Argumentation und Sprache seinem Adressaten anzupassen. Heute würde man sagen: ihn da abzuholen, wo er steht. In den philosophischen Hauptschriften sehen wir eine systematisch-prinzipielle Diktion, die den umfangreichen populären Schriften fehlt. Leibniz hatte allerdings den Anspruch, dass seine an ein allgemeines Publikum sich richtenden Aussagen jederzeit auch in metaphysischer Strenge reformulierbar sein müssen. Möglichst allgemeinverständlich sprechen, um in die Breite zu wirken, darf nicht um den Preis eines Konsistenzverlustes geschehen. Mit diesem Methodenbewusstsein als philosophischer Schriftsteller und der Forderung, den Elfenbeinturm der Philosophie zu verlassen, um mit Gedanken etwas zu bewirken, legt Leibniz die Latte ziemlich hoch, will man sich ihm auch in der Form der Darstellung annähern.

Der Leser dieses Buches darf keine klassische Einführung, also auch keinen Überblick über das Gesamtwerk erwarten. Er wird erst recht keine akademisch monographische Darstellung

finden, sondern eher ein Portrait, wenn auch nicht in der Form eines ausgeführten Gemäldes, sondern als Portraitzeichnung, die mit wenigen Strichen Leibniz und sein Denken skizzieren und charakterisieren will. Ziel ist es, Leibniz in seinem vielseitigen Facettenreichtum und der systematischen Strenge seines Grundgedankens, in der barocken Vielfalt seiner wissenschaftlich-technischen Interessen und der metaphysischen Einheit seines Weltbegriffs aufscheinen zu lassen. Leibniz soll im Kontext seiner Zeit gezeigt werden – verbunden allerdings mit der Frage, was in der Wirkungsgeschichte aus ihm geworden ist und was er heute noch bedeuten kann. Leibniz und die Folgen, das meint insofern zweierlei: seine Rezeptionsgeschichte und seine Aktualität.

Rezeptionsverläufe haben ihre Eigendynamik. In der Wirkung eines klassischen Autoren tritt der historische Gehalt seines Werkes in Verbindung mit der jeweiligen Gegenwart, d. h. er bewegt sich in ständiger Transformation und in ständigem Perspektivwechsel durch den Lauf der Geschichte. Das kann man sich für die Barockzeit selbst an einem schönen literarischen Beispiel verdeutlichen: In seiner Erzählung *Das Treffen in Telgte* beschreibt Günter Grass das fiktive Treffen der deutschen Barockdichter in einer kleinen Stadt nahe Münster und Osnabrück, um parallel zu den Friedensverhandlungen, die dort am Ende des Dreißigjährigen Krieges stattfinden, über die Zukunft der deutschen Nation zu beraten. Ein Mitglied der Gruppe 47, die sich eben diese Frage nach dem Neubeginn in der Nachkriegszeit der Kriegskatastrophen des 20. Jahrhunderts stellt, zitiert die historische Vergangenheit eines Jahrhunderts, die ebenfalls durch die Katastrophe eines großen Krieges bestimmt gewesen ist. Es ist das Jahrhundert von Leibniz, und Grass zeichnet ein eindrückliches Bild dieser Zeit: Da greift auch ein Dichter schon einmal zum »Degen, nannte den seinen Federkiel« und »wollte wissen, wem er's zuerst schriftlich geben solle« (Grass 1987, 14).

Es gibt also Korrespondenzen zwischen Epochen, und als man 1946 den dreihundertsten Geburtstag von Leibniz feierte, stand auch hier der politische, an Frieden und Interessenausgleich orientierte Leibniz viel stärker im Vordergrund der Festreden als jemals zuvor und danach. In veränderten Rezeptionskontexten bekommen die Grundgedanken eines klassischen Autoren also in den Wandlungen der Zeitläufte neue Konnotationen: es finden oftmals subtile, manchmal auch ziemlich grobe Bedeutungsverschiebungen statt. Theoretisch hat diese zentrale Bedeutung der *Nachgeschichte* Walter Benjamin reflektiert. Bezeichnenderweise in einem mit »Monadologie« überschriebenen Abschnitt der erkenntniskritischen Vorrede seines Buches zum barocken Trauerspiel spricht er von »Vor- und Nachgeschichte« der Werke. Die Idee jedes Werkes ist Monade und »enthält das Bild der Welt« (Benjamin 1974, 227 f.). Das bedeutet für unseren Zusammenhang nichts Geringeres, als Leibniz als Ausdruck seiner Welt zu verstehen. Genau das werden wir im ersten und zweiten Kapitel versuchen.

Es bedeutet nach Benjamin aber auch, dass zwischen das Werk als Ausdrucksgestalt seiner Zeit und uns die gesamte Nach- bzw. Interpretationsgeschichte tritt. Deshalb muss man durch Rekonstruktion dieser Rezeptionsverläufe ein Bewusstsein dafür entwickeln, wie diese Deutungen unser eigenes Bild mitgeprägt haben. Ausgerechnet in einer Studie über die Überlieferungsgeschichte des Barockdichters Martin Opitz heißt es dazu methodologisch sehr erhellend: »Werke, denen eine nachhaltige Wirkungsgeschichte beschieden war, haben ihrerseits jene soziokulturelle Tradition mitgeprägt, die noch die gegenwärtige Rezeption präformiert. Daraus folgt die zwingende Anweisung, den Überlieferungsprozeß der Werke zu verfolgen, um die Determinanten der gegenwärtigen Aneignung überprüfen und ggf. deren Macht brechen zu können« (Garber 1976, 12). In diesem Sinne sind das zweite und dritte Kapitel zu verstehen: Wir müssen die Rezeptionsgeschichte als »Folge«

wenigstens in ihren Hauptzügen kennen, um von der Gegenwart her ein eigenes, möglichst unverstelltes Verhältnis zu Leibniz gewinnen zu können. Im Nachvollzug der Rezeptionsgeschichte jedoch schärft sich das Bewusstsein, dass auch die Aktualität von Leibniz nur eine selbst wieder historisch bedingte Perspektive auf ihn ist.

Im *Passagenwerk* hat Benjamin diese notwendige und unhintergehbare Perspektivität unseres Blickes auf die Überlieferung in die treffende Metapher der Waage gefasst: »Jede geschichtliche Erkenntnis lässt sich im Bild einer Waage, die einsteht, vergegenwärtigen und deren eine Schale mit dem Gewesenen, deren andere mit der Erkenntnis der Gegenwart belastet ist. Während auf der ersten die Tatsachen nicht unscheinbar und nicht zahlreich genug versammelt sein können, dürfen auf der zweiten nur wenige schwere, massive Gewichte liegen« (Benjamin 1982, 585). Diesem Gedanken versuchen wir im Aufbau der Darstellung zu folgen. Die Rekonstruktion von Werk und Wirkung hat zwar mehr Raum, nicht aber mehr Gewicht: Die »Nachgeschichte« wird – auch ein an Leibniz gemahnendes Motiv im Denken Benjamins – zum »Kraftfeld« der Aneignung eines Klassikers wie Leibniz, »indem die Aktualität in ihn hineinwirkt« (ebd., 587).

Die Aktualität des Denkens von Leibniz ist Gegenstand des letzten Kapitels. Dass seine Metaphysik strikt vom Individuellen und seiner Perspektive auf den Zusammenhang des Ganzen ausgeht, macht ihn zu einem möglichen Anknüpfungspunkt für die heutige Zeit. Denn Leibniz denkt die individuelle Substanz wesentlich in Beziehung zu den Anderen, Welt also als Beziehungseinheit aller Wechselwirkungen der individuellen Substanzen. Hier liegt das Zentrum des systematischen Grundgedankens, der sowohl geschlossene Systematik als auch Beliebigkeit ausschließt. Leibniz' Aktualität besteht also mit einem Wort darin, Vielfalt und Pluralität zu denken, ohne Wirklichkeit ins Einzelne auseinanderfallen zu lassen. Er hat

kein durchbuchstabiertes System, aber er denkt das Fragmentarische doch immer aus der Einheit eines Grundgedankens. Tausende von Notizblättern zeigen gegenüber schmalen metaphysischen Hauptschriften den Werkstattcharakter der Philosophie von Leibniz, die sich in barocker Fülle artikuliert, aber nie ins Einzelne verliert. Es geht darum, dem Individuellen, seiner Kraft und den Beziehungen, in denen es steht, metaphysischen Grundlegungsstatus für unseren Begriff von Welt zu geben.

In der Rezeptionsgeschichte des Philosophen Leibniz hat der Metaphysiker und der Logiker im Vordergrund gestanden. Das politische Denken von Leibniz stand nur zum dreihundertsten Geburtstag sozusagen kontingent im Vordergrund, weil hier zwei epochale Katastrophen, das Ende des Dreißigjährigen Krieges bei Leibniz' Geburt 1646 und das Ende des Zweiten Weltkrieges zusammenfielen. Die Aktualität des politischen Denkers Leibniz ist jedoch nicht kontingent, sondern entspringt dem Zusammenhang mit seiner Metaphysik. Und wenn im 20. Jahrhundert die historische Korrespondenz in den Katastrophen lag, so kann die Epochenaffinität im 21. Jahrhundert darin gesehen werden, dass er eine Ordnung der ›Kompossibilität‹, eine politische Einheit der Vielen zu denken gestattet. Gerade unsere Zeit kann den politischen Denker Leibniz entdecken: denn sie hat das Problem, Einheit in der Vielheit politisch denken und gestalten zu müssen. Wir werden am Ende des Buches fragen, inwiefern Leibniz' metaphysischer Grundgedanke einen normativen Rahmen und also Kriterien hierfür anbieten kann.

Denn diese Pluralität bedeutet bei Leibniz nicht Beliebigkeit, sondern ist als ontologisches Charakteristikum der Welt aufgefasst. Kompossibilität ist ein ontologischer Begriff, der das zugleich Mögliche ausdrückt, also politisch gesprochen auf eine Ordnung zielt, in der sich die individuellen Verwirklichungen der Freiheit nicht ausschließen, sondern miteinander

der existieren können. Das führt ihn unter anderem dazu, über die klassischen Prinzipien des Naturrechts hinaus ein Prinzip der Solidarität zu denken: Nicht nur *suum cuique tribuere* und *neminem laedere*, einem Jedem das Seine geben und niemanden schädigen, sondern auch mit Anstand leben (*honeste vivere*) in einem ganz bestimmten Sinn: Leibniz konkretisiert diese »unsubstantiierte moralphilosophische Generalklausel« (Holz 2013, 106) sehr konkret als *alios adiuvare*, als Anweisung, Anderen zu helfen.

Bei Leibniz ist Politik nicht, wie in der klassischen politischen Theorie der Neuzeit, Antwort auf die Kollision von Freiheitsansprüchen und Einzelinteressen, sondern er geht von vorn herein vom Gedanken des *bonum commune*, also vom Gemeinwohl bzw. von *gemeinsamen Interessen* aus. Und in der einen Welt, in der wir heute leben, können die großen Probleme von der Erhaltung der gemeinsamen Lebensgrundlagen bis hin zur Lösung der globalen sozialen Frage nicht anders als durch Kriterien des Ausgleichs angegangen werden. Diese Idee des Ausgleichs durch gemeinsame Interessen steht im Zentrum des politischen Denkens von Leibniz. Ein weiteres Moment von hoher Aktualität ist sein immer multilaterales Verständnis internationaler Politik: Es geht um Justierungen in politischen Konstellationen in der Einheit eines pluralen Zusammenhangs von Kräften.

Leibniz im Kontext: Das Leben eines Universal- gelehrten

Als Gottfried Wilhelm Leibniz am 21. Juni 1646 in Leipzig das Licht der Welt erblickte, fanden in Münster und Osnabrück gerade die Verhandlungen zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges statt, die dann 1648 im Westfälischen Frieden den Schlusspunkt der wohl bis dahin größten Katastrophe in der deutschen Geschichte setzten. Golo Mann hat diese beiden »westfälischen Städte Münster und Osnabrück [...], jene als Residenz der Katholiken, diese der Protestanten«, als »Inseln der Sicherheit und prassenden Wohlstandes in einem Meer von Elend« bezeichnet (Mann 1991, 220). Leibniz wird in die Nachkriegszeit dieses bis dahin in seinen Auswirkungen verheerendsten Krieges der europäischen Geschichte hineingeboren: »Die Folgen waren schlimm für Millionen leidender, gemarterter menschlicher Individuen. Sie waren auch schlimm für das Kollektivwesen, genannt Nation, in ihrem Zusammenleben und Wettkampf mit anderen Nationen« (ebd., 228).

Dieser Krieg ließ ein Deutschland zurück, das politisch zerstückelt, ökonomisch rückständig und konfessionell geteilt gewesen ist und über Jahrhunderte im europäischen Vergleich ein rückständiges Land bleiben wird. Leibniz reagierte in seinem Werk und Wirken auf alle diese Grundbedingungen der

Epoche. Die »Gemeinschaft einer Vielheit von Einzelnen beruht auf dem Prinzip der Friedlichkeit« (Holz 2013, 20) – dieser Maxime folgt Leibniz als Jurist und Diplomat und als konfessionspolitischer Ireniker lebenslang. Die Einheit in Vielheit wird der Grundgedanke seiner Philosophie sein, und als Erfinder und Wissenschaftspolitiker wird er unermüdlich dafür arbeiten, die Rückständigkeit Deutschlands zu überwinden.

Doch durch die Umstände dieser Zeit entstand als historische Langzeitwirkung auch das, was Helmuth Plessner so treffend die »verspätete Nation« genannt hat. Denn durch die Zerstückelung in Kleinstaaten gehörte Deutschland zu den Ländern, »welche an der Entwicklung des modernen Staatsbewusstseins seit dem 17. Jahrhundert nicht teilgenommen haben«, sondern »durch Jahrhunderte des Partikularismus und der halben Lösungen« sein nationales Bewusstsein erst mit der politischen Romantik des frühen 19. Jahrhunderts gewinnen wird (Plessner 1974, 52 f.) – mit wiederum schlimmen Folgen, weil der Begriff »Nation« dann nicht an einen politischen Begriff des Staates, sondern an Ideen völkischer Identität gebunden ist. Diese Ideen werden bis in die Katastrophen des 20. Jahrhunderts wirken und für die Rezeptionsgeschichte von Leibniz' Gedanken nicht unerheblich sein.

Wissenschaftsgeschichtlich und philosophisch wurde Leibniz in eine Zeit hineingeboren, in der sich durch Galilei, Kepler und seinen Zeitgenossen Newton ein neues naturwissenschaftliches Weltbild herausbildete – eine Entwicklung, auf die Leibniz ebenso reagierte wie auf die ebenfalls im 17. Jahrhundert entstehende neuzeitliche Philosophie, die in allen ihren klassischen Ausprägungen durch den Ausgang vom Subjekt charakterisiert ist:

»Die neuzeitliche Philosophie ist in ihren beiden großen Entwicklungslinien, in der des Empirismus und der des Rationalismus, gekennzeichnet durch eine Hinwendung

zum Subjekt. [...] Lockes Tabula rasa ist die Tabula rasa des Erkenntnissubjekts, Descartes' Meditationen sind die Selbstreflexion des einzelnen denkenden Ich. In der Leibniz'schen Philosophie schließlich kulminiert diese Entwicklung in der Ersetzung der beiden cartesischen Substanzen oder der einen spinozistischen Substanz durch eine Substantialisierung des Individuums.« (Poser 2016, 15)

Im Denken von Leibniz laufen diese Entwicklungen seiner Epoche zusammen: Er reagierte auf die Herausforderung des neuen naturwissenschaftlichen Weltbildes mit der Einsicht in die Notwendigkeit einer Einheit von Wissenschaftlichkeit und metaphysischer Grundlegung des Weltbegriffs, und auf die Hinwendung der modernen Philosophie zur Begründung aus dem Subjekt mit einer philosophischen Grundkonzeption, die dieses Subjekt nicht nur als Individuum, sondern zugleich als *repraesentatio mundi*, nämlich Ausdruck des Weltganzen begreift – und damit darauf insistiert, dass Philosophie nicht nur Begründung des Wissens aus dem denkenden Ich, sondern auch die Begründung eines Begriffs von Welt sein muss.

Im Zeitalter der Wissenschaft kann die Metaphysik, die diese Begründung leisten soll, aber nicht mehr aus den ewigen Gewissheiten des vorwissenschaftlichen Weltbildes des Mittelalters bestehen: »Philosophische Systeme können den Anspruch auf absolute Wahrheit nicht mehr erheben. [...] Philosophie wird zur Hypothese – und anders hat Leibniz sein System auch nicht vorgetragen« (Holz 1992, 23). Leibniz führt also den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit mit dem spekulativen Sinn der Philosophie zusammen, indem metaphysische Modelle wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht widersprechen dürfen. Sowohl was sein Wirken im historischen Kontext seiner Zeit als auch seine Stellung in der wissenschaftlich-philosophischen Situation der Epoche angeht, ist Leibniz das, was er selbst von der Monade sagte: ein *miroir vivant*, ein lebendiger

Spiegel seiner Zeit, in dem sich die Widersprüche und Tendenzen der Moderne perspektivisch darstellen. Das macht ihn zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten des späten 17. und des frühen 18. Jahrhunderts – zu der paradigmatischen Figur der Neuzeit, die bis heute weiter wirkt und auch der Gegenwart noch etwas zu sagen hat.

Kindheit, Jugend und Studienzeit

10

Leibniz im Kontext: Das Leben eines Universalgelehrten

Leibniz wurde als Sohn des Juristen und Professors für Moralphilosophie Friedrich Leibniz geboren. Seine Mutter Catharina, vierundzwanzig Jahre jünger als ihr Mann, war ebenfalls Tochter eines bekannten Juristen. Da Leibniz erst nach seiner Jugendzeit Kopien seiner Briefe anzufertigen und eine Unmenge von Notizzetteln anzusammeln begann, die einen großen Teil des umfangreichen Nachlasses ausmachen, ist die Quellenlage zu seiner Kindheit und Jugend dünn. Er hat schon als Kind seinen Vater verloren und galt als frühreif. Schon in der Schulzeit soll er ein lateinisches Gedicht von dreihundert Hexametern verfasst haben. Aufgrund seiner Begabungen ließ man ihn bereits im Kindesalter die vom Vater nachgelassene umfangreiche Bibliothek benutzen.

1661 begann Leibniz mit noch nicht einmal fünfzehn Jahren an der Universität Leipzig Philosophie zu studieren, unter anderem bei Jacob Thomasius, dessen Sohn Christian später ein berühmter Vertreter der deutschen Frühaufklärung werden wird. Seine Prüfung zum Baccalaureat 1663 legte Leibniz mit einer Arbeit mit dem Titel *De principio individui* ab. Darin zeigte sich schon früh die Anlage zum bedeutenden Philosophen, denn der Grundgedanke seiner späteren Metaphysik, vom Individuum auszugehen, ist schon in dieser ganz frühen Schrift eines Siebzehnjährigen angelegt. Nach dem Baccalaureat ging Leibniz für ein Semester nach Jena, um bei dem Mathemati-